

**WIE KURIEREN  
WIR DIE  
KIRCHE?**

Leseprobe



# **WIE KURIEREN WIR DIE KIRCHE?**

**KATHOLISCH SEIN IM 21. JAHRHUNDERT**

**HERAUSGEGEBEN VON  
ALFRED NEVEN DUMONT**

**AUFGEZEICHNET  
VON JOACHIM FRANK**

**DUMONT**

Erste Auflage 2013

© 2013 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Gesetzt aus der Haarlemmer und der Helvetica

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-9739-1

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

# Inhalt

<b>Vorwort des Herausgebers Alfred Neven DuMont</b>	<b>9</b>
<b>Teil I: Kirche aus lebendigen Steinen – Das Mauerwerk sanieren</b>	
<b>Die Kirche und die Frauen</b>	<b>17</b>
Elisabeth Rathgeb:	
»Der Verlust der Frauen ist eine Katastrophe«	<b>24</b>
<b>Die Kirche und die Jugend</b>	<b>34</b>
Jasmin Schwiers und René Schwiers:	
»Ich wünsche mir Kirche als ein Angebot, das ich nicht ausschlagen möchte«	<b>39</b>
<b>Die Kirche und ihre Priester</b>	<b>51</b>
Bischof Franz-Josef Overbeck:	
»Wir stehen auf der Brücke zu einem neuen Land im Nebel«	<b>59</b>
<b>Teil II: Den Innenraum erneuern</b>	
<b>Sexualmoral</b>	<b>73</b>
Eberhard Schockenhoff:	
»Die Kirche muss ihre Haltung ändern«	<b>82</b>
<b>Abschied in Würde</b>	<b>89</b>
Schwester Jordana Kreibich:	
»Alles muss so bleiben – diese Haltung macht mich wütend«	<b>92</b>

<b>Caritas</b>	100
Barbara Ackerschott:	
»Christliches Leben führt immer ins Engagement«	107

### **Teil III: Türen öffnen**

<b>Erfahrungen der Weltkirche</b>	121
Bischof Luís Flávio Cappio:	
»Fortschritte macht die Kirche, wo die Laien vorn sind«	125
Schwester Raphaela Händler:	
»Mir ist das Gewese um das Kondom nicht geheuer«	131
Schwester Mary Laurence Kappen:	
»Wir fragen nicht nach Konfession und Religion. Für uns zählt allein der Mensch, der Hilfe braucht«	139
Pirmin Spiegel:	
»Die Menschen ›an den Rändern‹ haben uns etwas zu sagen«	142
<b>Die Kirche und ihre römische Zentrale</b>	146
Thomas Frauenlob:	
»Der Papst im Gästehaus schmiedet an einem neuen Denken«	155

### **Teil IV: Zugänge ebnen**

<b>Dialog mit Gott – Spiritualität und Gebet</b>	173
Elmar Salmann:	
»Spurenlese des Lebens«	181
<b>Dialog mit der Öffentlichkeit – Kommunikation und Medien</b>	190
Heribert Prantl:	
»Ich höre zu viele Floskeln«	198

<b>Dialog mit Kunst und Ästhetik</b>	206
Navid Kermani:	
»Die Kunst öffnet den Horizont zum Göttlichen«	211
<b>Teil V: Den Vorhof pflegen</b>	
<b>Die Kirche und die Ökumene</b>	225
Margot Käßmann:	
»Diese Bindekraft ist beeindruckend«	231
<b>Die Kirche und die moderne Welt</b>	243
Matthias Sellmann:	
»Wer etwas Lebendiges vorzeigen will, darf kein Skelett herumschieben«	251
<b>Die Kirche und die Politik</b>	261
Annette Schavan:	
»Unser Handeln hängt nicht vom Beifall der Bischöfe ab«	267
<b>Schluss-Steine:</b>	
<b>Glaubwürdigkeit, Realitätssinn, Bescheidenheit</b>	283
<b>Danksagung</b>	288
<b>Literatur &amp; Lektüretipps</b>	289
<b>Die Gesprächspartner</b>	294





## Vorwort

Nach den letzten Jahren im Pontifikat Benedikts XVI., die mir als eine Phase der Beharrung, ja manchen als eine Rückwärtsbewegung erschienen, ist mit der Wahl von Papst Franziskus ein Gefühl des Aufbruchs aufgekommen. Wir dürfen hoffen! Die Bescheidenheit des Pontifex Maximus hat bereits breite Bevölkerungsschichten und des Klerus' beeindruckt und Erwartungen geweckt. Aber wie wird das Zentrum der Macht – der Vatikan, die Kurie – darauf reagieren? Nach den Umtrieben, von denen wir erst vor Kurzem durch »Vatileaks« und das von Benedikt in Auftrag gegebene Dossier dreier Kardinäle erfahren haben. Wird Franziskus die Probleme meistern können? Wer den Kern einer Krankheit nicht erfasst, wird am Schluss bei allem guten Willen scheitern. Noch wissen wir nur einiges darüber, was Franziskus vorhat. Aber ich denke, gerade jetzt können die Katholiken, denen an der Zukunft ihrer Kirche liegt, jede Form von Rückhalt und Rückenwind gebrauchen.

Jedes Leben kann nur überdauern durch einen neuen Keimling. Die katholische Kirche hat sich in vielen Aspekten auf ihr großes Erbe besonnen. Aber wenn sie nicht fähig ist, erneut einen Sprung nach vorne in die Gegenwart und Zukunft zu machen, werden wir erleben, dass sie an ihren Gliedern erstarbt. Wir brauchen keine neue Kirche, wir brauchen eine jüngere Kirche, und wir spüren, wie die Zeit uns davonläuft. Die Erneuerung kann nur durch die Menschen in der Kirche kommen. Sie muss von uns kommen. Aber wir sollten von vorne anfangen. Die zentrale Frage nach Gott: Braucht der westliche Mensch Gott? Hat er ihn nicht schon verloren? Und: Braucht die Kirche Gott? Aber dann auch die Frage: Braucht der Mensch die Kirche?

Am nächsten sind wir Jesus Christus, dem Erlöser. Das Neue Testament ist die Grundlage. Es stellt uns Jesus in Wort und Tat vor. Wir finden ihn wieder in jeder heiligen Messe, in der Liturgie. Aber Gott, von dem Friedrich Nietzsche gesagt hat, dass er tot sei? Das ist etwas anderes, darüber hinaus. Gott ist der Allmächtige, der, wenn wir glauben, unser Leben bestimmt. Und in dessen Hand wir uns – wenn wir glauben dürfen – begeben.

Die Fragen nach Anfang und Ende stellen sich im Licht des Glaubens anders. Dann aber das Unbehagen: Gibt die heutige Kirche diesen unbedingten Fragen der Menschheit spürbar und deutlich genug Raum – etwa in ihren Ritualen? Ich frage mich, ob sie es sich nicht zu leicht macht. Wann vernahm man zuletzt den Donnerhall, den Blitz, der die Menschen zutiefst erschüttert? Haben wir uns nicht mit der Kirche, ob nun in ihr aktiv oder nicht, zu wohlig eingerichtet? Muss erst eine äußere Bedrohung, eine Menschheitskatastrophe wie der Zweite Weltkrieg kommen, dass wir in unserem Grundgefüge zutiefst erschüttert werden? Diese Frage bleibt für mich die entscheidende. Der Mensch kann guten Gewissens sagen: »Ich brauche keinen Gott.« Er wird deshalb kein schlechter Mensch, nicht einmal ein schlechterer Mensch, verglichen mit einem Gläubigen. Aber denjenigen, der Gott sucht, darf man ihn auf seinem Wege allein lassen?

Damit stellen sich eine Reihe von Fragen. Eine davon gilt dem Zölibat. Das Thema wird von den Kirchenoberen mehr hinter vorgehaltener Hand diskutiert. In der Öffentlichkeit der Kirche spielt es eine viel größere Rolle, als manche uns glauben machen. Aber ich wage es auszusprechen, dass die Mehrheit der Menschen eine Aufhebung der Zölibatspflicht begrüßen würde. Damit würde den heutigen Geistlichen die Möglichkeit eröffnet, frei zu entscheiden, ob sie allein leben möchten oder mit Familie. Ist dieser Sprung in die Zukunft nicht überfällig? Warum stürzen wir viele junge Geistliche in Gewissensnöte, die nicht selten zum Austritt aus

dem Priesteramt führen? Sollten wir nicht die Hürden zum Priesteramt niedriger legen, um mehr jungen Menschen den Zugang zu erleichtern – in einer Zeit, wo wir unter akutem Priestermangel weltweit leiden? Sollte sich die Kirche nicht jetzt zu einer Reform verstehen, statt erst in hundert Jahren, wenn es zu spät ist?

Die Kirche tut sich heute sehr schwer damit, Menschen für das geistliche Amt an sich zu ziehen. Gesellschaft und Kultur haben sich in den 2000 Jahren seit dem Anfang des Christentums unendlich verwandelt, der Mensch ist vielfach durch ein Nadelöhr geschlüpft. In der Moderne – zumindest in der westlichen Welt, aber ähnlich doch auch in der Zweiten und Dritten Welt – ist er sich nach Karl Marx und Sigmund Freud seiner Eigenschaften und seines Wesens bis in die letzten Poren seiner Natur bewusst geworden. Warum sollte ein katholischer Priester heute seine Männlichkeit, seine Sexualität nicht leben dürfen? Durch den Missbrauchsskandal haben wir noch einmal neu die Gefahren erkannt, die aus einem aufgestauten Umgang mit der Sexualität, aus Verdrängung, Unterdrückung und Tabuisierung rühren. Jedes Kind, jeder Jugendliche, an dem sich ein Geistlicher vergangen hat, ist hier eine lebendige Anklage gegen die Kirche.

Die katholische Kirche scheint gefangen zu sein im geschichtlichen Rahmen ihrer Entstehung: der Zeit des Neuen Testaments, als Palästina unter römischer Besatzung stand, wo allerorten in der Hierarchie das Patriarchat herrschte. Selbstverständlich, vor diesem Hintergrund scharte Jesus damals zwölf Jünger um sich. Aber Maria? War sie nur für die Mutterliebe da? Und was war mit Maria Magdalena? Würde in der heutigen Gesellschaft Jesus wieder Jünger um sich scharen wie damals seine engsten zwölf Gefolgsleute, würden sie sich heute nicht ganz selbstverständlich zusammenfinden aus Männern und aus Frauen?

Ein anderes grundlegendes Problem ist der Ausschluss der Frauen vom Priesteramt in der katholischen Kirche. Auch diese Frage bewegt seit Langem die Gemüter. Die Rolle der Frau hat

sich gesellschaftlich in den vergangenen hundert Jahren bahnbrechend verändert. Ja, Emanzipation und Gleichberechtigung haben, so kann man ohne Übertreibung sagen, die Gesellschaft auf den Kopf gestellt. Frauen standen und stehen führenden Nationen vor, ob in Brasilien, Argentinien, Australien, Indien, Großbritannien oder Deutschland. Alle nehmen das für selbstverständlich, niemand lehnt sich dagegen auf. Im öffentlichen Leben drängen Frauen allerorten nach oben. Und in den Ländern und Kulturen, in denen die bestimmende Rolle der Frau noch auf das Privatleben beschränkt und sie dort für das wichtigste Gut – die Familie und die Kinder – verantwortlich ist, bricht die matriachale Struktur von innen nach außen, zur Öffentlichkeit, auf.

Warum sollte die Kirche hier abseits stehen? Wie sollen das junge Menschen von heute noch verstehen? Katholische Priesterinnen wären ein unglaublich kraftvolles Signal der Kirche in die Welt. Und vor allem würden sie junge Menschen wieder in die Kirchen ziehen und Personenschichten ansprechen, die heute abseits stehen. Mir fällt bei der Gelegenheit Mutter Teresa ein. Ein Verwandter meiner Frau, ein Geistlicher, war lange Zeit Sekretär der Nonne aus Kalkutta. Er begleitete sie regelmäßig auf ihren Besuchen im Vatikan, wo sie mit dem Papst auf Augenhöhe verkehrte. Dieser Geistliche hat mir einmal gesagt, es mute ihn merkwürdig an, dass diese heilige Frau, ein leuchtendes Vorbild im Glauben und im christlichen Dienst der Nächstenliebe, eines kleinen Priesters bedurfte, um die Messe zu feiern und die Kommunion zu spenden, während sie selbst zurückstehen musste, nur weil sie eine Frau war. Eine groteske Situation.

Papst Franziskus hat uns die Augen dafür geöffnet, dass unsere Kirche nicht nur in der westlichen Welt beheimatet ist, sondern dass sie eine Weltkirche ist, die nicht nur neue Impulse gesetzt, sondern weite Bevölkerungsschichten der Kirche zugeführt hat. Wir sollten lernen, wie sehr die römisch-katholische Kirche aus ihren Gliedern sich zu kräftigen vermag. Und Paulus sagt: Es gibt

nicht mehr Sklaven und Freie, Juden und Griechen, Mann und Frau, sondern alle sind eins in Christus in ihrer Würde.

Noch mehr ist zu tun. Die vom Konzil vorgenommene Öffnung zu den anderen Religionen und zur säkularen Welt gilt es neu zu beleben. Der Dienst an den Armen, den Papst Franziskus so beeindruckend predigt, sollte nicht nur ein Markenzeichen der Kirche von morgen sein, sondern auch Vorbild für uns alle. Der Schutz der Frau vor Diskriminierung, Gewalt und Krankheiten, vor allem in den unterentwickelten Ländern, muss mit allen Möglichkeiten betrieben werden. Die Liste lässt sich fortsetzen.

Wie vielfältig sich die Fragen nach der Zukunft für die katholische Kirche stellen, dafür möchte dieses Buch Darstellung und Hinweis sein. Mit einem Bild aus dem Neuen Testament betrachtet es die Kirche als ein »geistiges Haus aus lebendigen Steinen« (1. Petrusbrief 2,5). Und wie auf jeder Baustelle gibt es für die verschiedenen Gewerke am Zukunftsbau Kirche ausgewiesene, kundige Handwerker. Wir haben zwei Dutzend Frauen und Männer versammelt, die im Raum der katholischen Kirche tätig oder ihr in eigener Weise verbunden sind. Sie sind gleichsam unsere lebendigen Steine. Auf sie kann unsere Kirche bauen. Jeder steht für Zukunftsthemen: Bischöfe und Ordensleute, Priester und Laien, Professoren und Praktiker, Politiker, Unternehmer, Künstler und Journalisten. Sie geben in persönlichen Interviews Auskunft über ihre Erfahrungen und entwickeln Vorschläge für die Zukunft. In seinen Beiträgen greift der Autor ihre Ausführungen auf, und so lässt dieses Buch – wie wir hoffen – aus der Fülle der Perspektiven einen facettenreichen Bauplan für die mögliche Kirche von morgen entstehen.

Nichts kann über Nacht geschehen. Aber wir sollten erkennen, was zu tun ist, um morgen zu handeln.

*Alfred Neven DuMont*



**Teil I:**

**Kirche aus lebendigen Steinen –  
Das Mauerwerk sanieren**





## Die Kirche und die Frauen

Auf dem nationalen Eucharistischen Kongress in Köln Anfang Juni 2013 sprach der emeritierte Kurienkardinal Walter Kasper vor mehreren Hundert Geistlichen über die Kirche in der Krise. Er unterschied dabei »Wesentliches, Zentrales und Fundamentales« von Nebenfragen und »Nebenkriegsschauplätzen«. Zu ihnen zählte Kasper die »Fragen, an denen man sich derzeit in der öffentlichen Diskussion oft festbeißt«.

Kasper variierte eine These, die dem Leser in diesem Buch ausführlicher im Kapitel über Gebet und Spiritualität begegnen wird: Die Kirchenkrise ist eine Gotteskrise. Genau darum bedürfe es dringend eines Themenwechsels. Zur Illustration bediente sich der Kardinal aus Rom einer bemerkenswert martialischen Sprache: »Von außen gesehen und nach der öffentlichen Wirkung beurteilt, ist die gegenwärtige kirchliche Landschaft ein ideologischer Drahtverhau mit vielen Grabenkämpfen, ein Stellungskrieg, in dem sich nur wenig bewegt.«

Auf den ersten Blick scheint Kaspers Beobachtung zu stimmen. Ob einer katholisch ist und bleibt, das entscheidet sich nicht an diesem oder jenem Papst, an Bischofsernennungen, liturgischen Details »und auch nicht an Diakoninnen«. Aber Kasper bedient sich hier des immer gleichen Tricks, der für innerkirchliche Diskussionen allzu typisch geworden ist: Er spielt den Glauben an Gott und Jesus Christus aus gegen das Erscheinungsbild der Glaubensgemeinschaft. Er bezieht selbst Stellungen in dem Grabenkrieg, den er doch eigentlich beklagt.

Entsprechend gefährlich ist es, den Kopf aus dem Schützengraben herauszuheben. Aber auf keinem anderen Themenfeld wäre das für die katholische Kirche so wichtig wie in der Frage nach ihrem künftigen Umgang mit den Frauen.

Die Dringlichkeit haben die deutschen Bischöfe durchaus erkannt. Schon 2005 ließen sie erheben, welchen Anteil Frauen an leitenden Ämtern in den Generalvikariaten und Ordinariaten haben, den Herzkammern der kirchlichen Verwaltung: Im Topmanagement auf der oberen Ebene – direkt unterhalb des Bischofs angesiedelt und mit umfangreichen Befugnissen ausgestattet – waren es damals ganze fünf Prozent, in der darunterliegenden mittleren Leitungsebene 13 Prozent. Das hat sich in den folgenden acht Jahren erkennbar geändert: Auf der oberen Leitungsebene hat sich der Frauenanteil mehr als verdoppelt: Im Jahr 2013 waren von 220 Stellen 28 (knapp 13 Prozent) weiblich besetzt. Auf der mittleren Ebene nahmen Frauen 85 von 442 Stellen (gut 19 Prozent) ein. Das ist der Wert, den die Bischöfe besonders gern nennen, wenn sie auf die mangelnde Repräsentation der weiblichen Gläubigen in den kirchlichen Strukturen angesprochen werden.

Im Vergleich mit der deutschen Wirtschaft etwa steht die katholische Kirche auch gar nicht so schlecht da: Nach einer BDI-Umfrage lag der Anteil der Frauen in den 30 wichtigsten börsennotierten Unternehmen im Juni 2013 bei 7,4 Prozent. 19 der 30 Dax-Firmen hatten keinen einzigen weiblichen Vorstand vorzuweisen. Immerhin hat sich der Frauenanteil in den Chefetagen in nur gut zwei Jahren mehr als verdreifacht. Und in den Aufsichtsräten der Konzerne ist inzwischen jedes fünfte Mitglied eine Frau.

Doch ist in der katholischen Kirche das Gefälle größer, weil die zentralen Führungspositionen Klerikern vorbehalten sind. Frauen sind es, die das kirchliche Leben in Gemeinden und Verbänden tragen. Sie geben der Kirche ein weibliches Gesicht – auch nach außen. Wenn es aber ans Entscheiden und Bestimmen geht, dann tritt die Männerkirche hervor, genauer gesagt: die Klerikerkirche. Jeder Kirchenbesuch, jede Gottesdienstübertragung im Fernsehen vermittelt dieses Bild: Es sind Männer, die das Sagen haben. Erst kommen die Bischöfe, die Priester – und dann kommt lange

nichts. Die Zahlenverhältnisse in den Bistumsverwaltungen spiegeln diesen Eindruck aus der Liturgie wider. Von den schon genannten 220 wichtigsten Führungsstellen, in denen Bischöfe und Generalvikare als die eigentlichen Chefs noch nicht einmal enthalten sind, war fast die Hälfte (108) mit Priestern besetzt, ein gutes weiteres Drittel dann mit männlichen Laien.

»Die Kirche kann es sich nicht leisten, auf die Kompetenzen und Charismen von Frauen zu verzichten«, stellen die deutschen Bischöfe fest. Sie erkennen auch die »positiven Folgen für Leben und Dienst der Kirche« an, wenn sie verstärkt Frauen in die Leitung holt. Und sie sprechen von Enttäuschungen kirchlich engagierter Frauen, dass das immer noch zu wenig geschieht. Als Folge davon haben sich die Bischöfe zu einem Fünf-Jahres-Programm verpflichtet, mit dem sie den Anteil von Frauen in Leitungsfunktionen »deutlich erhöhen« wollen.

Einen ersten kleinen Boom habe es schon 2011/2012 gegeben – zeitgleich mit dem Bemühen um die Aufarbeitung des Missbrauchsskandals und den »Gesprächs- und Dialogprozessen«, die seitdem auf Bundesebene sowie in vielen deutschen Bistümern in Gang gekommen sind. Dieses Zusammentreffen ist kein Zufall. Denn auf die Frage, was sich in der Kirche ändern muss, bekommen die Bischöfe regelmäßig, und oftmals ganz und gar unkriegerrisch, zu hören: die Rolle der Frau.

In der Wir-haben-verstanden-Rhetorik, die von Wertschätzung, Anerkennung und Dankbarkeit für das Engagement von Katholikinnen in ihrer Kirche nur so sprudelt, gibt es freilich einen kleinen Halbsatz, an dem das eigentliche Problem hängt. Die Selbstverpflichtung, den Frauenanteil zu erhöhen, bezieht sich nur auf Leitungspositionen, »die die Weihe nicht voraussetzen«.

Damit bleibt die Initiative der Bischöfe auf halber Strecke stecken. Der Vorbehalt der geistlichen Ämter – Bischof, Priester, Diakon – bleibt unangetastet. Der Mut oder der gemeinsame Wil-

le reichen nicht einmal bis zu einem Prüfauftrag, ob die Weihe den Frauen wirklich ein für alle Mal versagt bleiben müsse, wie es Johannes Paul II. im Apostolischen Schreiben »Ordinatio sacerdotalis« verfügte. Der Papst rückte 1994 die zentrale Aussage, dass die Kirche nicht befugt sei, von einer auf Jesus und die Urkirche zurückgehenden Praxis abzuweichen, haarscharf in die Nähe einer unfehlbaren Entscheidung des päpstlichen Lehramts, ohne freilich den letzten Schritt einer feierlichen Dogmatisierung zu gehen. Verbindlich, aber nicht letztverbindlich. So ist das letzte Wort nicht gesprochen. Wie es überhaupt als seltsamer Anachronismus erscheint, allein die bloße Diskussion über eine strittige Frage par ordre du mufti unterbinden zu wollen.

Trotzdem hat die autoritative Entscheidung aus Rom Folgen bis heute. Jungen Theologen, die dem Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern widersprechen, kann der Knick ihrer akademischen Karriere drohen, bevor diese recht begonnen hat. »Wie hältst du's mit der Priesterin?« – diese katholische Gretchenfrage ist zur Stolperfalle für vermeintliche Irrlehrer geworden.

Darum wundert es nicht, dass die deutschen Bischöfe nicht an dieses Thema rühren. Frauen fördern und in die Verantwortung nehmen – das wollen sie schon. Ihnen aber die geistliche Ausstattung und die sakramentale Kompetenz zugestehen – das auf keinen Fall.

Als Ausflucht aus diesem Dilemma zeichnen sich Versuche ab, für Frauen ein eigenes Dienstamt zu konzipieren: ein »Gemeinde-Diakonat« ohne Weihe, aber doch mit Beauftragung und eigener Segnung. Für einen solchen Weg hat sich nun ausgerechnet Kardinal Kasper starkgemacht, der – entgegen seiner Kölner Brandrede wider die leidigen »Nebenfragen« – die Stellung der Frau samt ihrer amtlichen Repräsentation sehr wohl als eine zentrale Herausforderung für die Kirche zu charakterisieren weiß.

Das Ziel ist klar: Aus frühkirchlichen Vorbildern gewonnen und damit »in der Tradition« stehend, soll ein Amt sui generis beidem Genüge tun: die Frauen in der Kirche aufzuwerten – und zugleich an ihrem Ausschluss von den Weiheämtern festzuhalten. Doch ein »Zwischen-Zwischenzustand« für die Frauen, wie die Kirchenrechtlerin Sabine Demel das vorgeschlagene Amt einer katholischen Diakonisse oder Gemeindediakonin süffisant nennt, geht an der eigentlichen Aufgabe vorbei, vor der die katholische Kirche steht.

Wieder und entscheidend geht es um ihre Glaubwürdigkeit. Sie muss in Lehre und Praxis zeigen, dass ihre Botschaft es wert ist, vernommen und angenommen zu werden. Die Bibel spricht an zentralen Stellen über die gottgewollte gleiche Würde der Geschlechter. Das Beispiel Jesu setzt die Maßstäbe, die kirchliche Lehre und Praxis aus Prinzip nicht unterschreiten dürfen. Die Kirche aber macht mit ihrer Theologie der Gottesebenbildlichkeit und der Gleichwertigkeit von Mann und Frau ausgerechnet dort nicht ernst, wo unmittelbar ihr inneres Gefüge betroffen ist.

Es gab Zeiten, in denen die Kirche für Frauen emanzipatorische Kraft hatte. Kirchliche Schulen waren für Mädchen oft die einzige Möglichkeit, überhaupt etwas zu lernen. Aber inzwischen ist die katholische Kirche ins Hintertreffen geraten. Ihre Praxis nach innen widerspricht ihrer Botschaft nach außen: Gleichwertigkeit der Geschlechter aufgrund des Glaubens. Sie zieht sich dabei hinter fragwürdige Argumente zurück.

Sollte nur ein männlicher Priester an Christi statt handeln können, weil Christus ein Mann war? In einer Logik, die das Geschlechtsmerkmal »männlich« absolut setzt, müsste das auch für viele prägende Umstände im Leben Jesu gelten: für die Herkunft aus dem Judentum etwa mit allen praktischen Folgen, angefangen bei der Beschneidung. Doch schon die Urkirche erklärte, dass die Beschneidung keine Voraussetzung für die Nachfolge Christi sei,

sondern dass auch die »Unbeschnittenen« – in biblischer Sprache: die »Heiden« – Christen werden können.

Sollte die Kirche Frauen nicht weihen dürfen, weil sie das niemals getan habe? Die neuere historische Forschung liefert eine Fülle von Gegenindizien. So kannte das Konzil von Chalcedon (451) den Stand der Diakonin, für die das Ordinationsalter auf 40 Jahre heraufgesetzt wurde.\*

Verbirgt sich endlich hinter dem Ruf nach gleichberechtigtem Zugang der Frauen zu den kirchlichen Ämtern vielleicht doch eine Frage von Macht, weil christlicher Dienst nicht die Weihe voraussetzt? Dies ist der wohl verräterischste aller Einwände. Redet die Männerkirche über die Weihe, heißt es, das Priestertum sei keine Frage der Macht, sondern des Dienstes. Sagen Frauen, sie wollten Priesterin werden, um sich so in Dienst nehmen zu lassen, wird ihnen Machtstreben unterstellt. Diese Doppelbödigkeit trägt nicht. Sie entlarvt. Und wenn Katholikinnen wie Elisabeth Rathgeb »in kritischer Loyalität« zu ihrer Kirche die Stimme erheben, dann setzt ihre Kritik genau hier an.

Bleibt der Seitenblick auf christliche Konfessionen, die einen anderen Weg gehen als die katholische. Kardinal Walter Kasper ließ sich den Vergleich nicht entgehen, als er in Köln die wichtigen Themen von den unwichtigen schied – unter letzteren auch der Zugang von Katholikinnen zu den Weiheämtern: Wären diese »gängigen, seit 40 Jahren bekannten Postulate so entscheidend für die Zukunft der Kirche, wie sie dargestellt werden, dann müsste es den evangelischen Freunden prächtig gehen«. Das sei aber erkennbar nicht der Fall. Wiederum stimmt der Befund des Kardi-

\* Kanon 15 lautet in lateinischer Fassung: »Diaconissam non ordinandam ante annum quadagesimum ...«. Außerdem wird ihr eine Eheschließung nach Empfang der Ordination bei Androhung des Ausschlusses aus der Kirche untersagt.

nals – und geht doch fehl. Denn er erfasst nur einen Teil der kirchlichen Wirklichkeit. Alle christlichen Kirchen haben die gleiche Aufgabe: Menschen dazu zu befähigen und zu ermutigen, den Glauben und die Spiritualität des Christentums als persönlichen Schatz zu erkennen, aus dem Glauben an Gott zu leben und diesen Glauben weiterzugeben. Was wäre dies anderes als die von Kasper aufgerufene »Gottesfrage«? Auch die gesellschaftspolitischen und sozialen Themen sind für alle Konfessionen gleich: Wie positionieren sich Christen in der Gesellschaft? Wie verschaffen sie ihren Überzeugungen Gehör und Verständnis? Das ist schwierig genug. Die katholische Kirche aber behindert sich zusätzlich, indem sie die Zeichen der Zeit innerkirchlich nur ungenügend beachtet.

Papst Johannes XXIII. rechnete die »Teilnahme der Frau am öffentlichen Leben« schon 1963 zu den wesentlichen Signaturen der Gegenwart. Seine Enzyklika »Pacem in terris« atmet den Geist des Fortschritts und des Optimismus. Der Papst sieht die christlich geprägten Gesellschaften in einer Vorreiterrolle für die Emanzipation. Sollte es für die katholische Kirche tatsächlich bedeutungslos sein, wenn sie selbst sich 50 Jahre später Errungenschaften verschließt, die anderswo längst Gültigkeit haben?

Gewiss, die »Zeichen der Zeit« müssen nicht nur erkannt, sondern auch verstanden und verinnerlicht werden. Ob Frauen am Altar von den katholischen Ortskirchen weltweit gleichermaßen begrüßt würden, ist fraglich. In Teilen Afrikas etwa dürften es Diakoninnen oder Priesterinnen aufgrund der soziokulturellen Stellung der Frau insgesamt schwer haben. Sich auf solche Widerstände zu berufen, nur um nichts ändern zu müssen, wäre falsch. Warum sollte die katholische Kirche nicht in einem guten Sinne Avantgarde sein?

Freilich gehört es auch zur Weisheit katholischer Inkulturation, die Menschen nicht zu überfordern. Sinnvoll sind darum regio-

nale Unterschiede. Dafür gibt es ein Modell in der Ämterstruktur der Kirche selbst. Bei der Neueinführung des ständigen Diakonats auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil blieb es den Ortskirchen überlassen, ob sie Männer – unverheiratete und verheiratete – für diesen Dienst weihen. Nur in Amerika und Europa machten die regionalen Bischofskonferenzen von dieser Möglichkeit Gebrauch. Der Anteil ihrer ständigen Diakone lag 2011 im Weltmaßstab bei mehr als 97 Prozent. Die Gesamtzahl ist in zehn Jahren von 29 000 auf 41 000 gestiegen – wiederum vor allem in Europa und Amerika, während ständige Diakone auf den anderen Kontinenten eine kaum wahrnehmbare Gruppe geblieben sind.

Es hat die Einheit der Kirche nicht gefährdet, dass es in der einen Region ganz offiziell verheiratete katholische Geistliche gibt, in der anderen nicht. Auf dieser Erfahrung kann die Kirche auch mit Blick auf Frauen in den Ämtern aufbauen. Eine »Kirche der unterschiedlichen Geschwindigkeiten« ist ein attraktiver Gedanke. Sie muss es nur wollen.

### **»Der Verlust der Frauen ist eine Katastrophe«**

**Elisabeth Rathgeb** leitet das Seelsorgeamt der Diözese Innsbruck

*Frau Rathgeb, Ihr Bischof, Manfred Scheuer, hat sie 2004 mit der Leitung des Seelsorgeamtes in der Diözese betraut. Sie waren damit in Österreich die erste Frau in einem solchen Leitungsjob. Erst seit 2010 haben Sie eine Kollegin in Wien. Böse fragt: Gab es für Ihren Job denn in ganz Innsbruck keinen Priester mehr?*

So böse ist das gar nicht, sondern ziemlich genau das Argument des Bischofs, als er mit der Idee zu mir kam, ich könnte das Amt übernehmen: »Wenn ich einen Priester nehme, reiße ich ein Loch in der Gemeindeleitung.«



*Wer sagt, dass das nicht böse ist? Willkommen im Lückenbüßerinnen-Dasein!*

Klar, ich hätte das aus der Defizit-Perspektive betrachten und mich ärgern können. Ich habe damals aber beschlossen zu sagen: »So ist die Lage. Sie ist deine Chance. Lass sie nicht verstreichen!« Hätte ich abgesagt, hätte ich nie wieder etwas Kritisches über die Rolle der Frau in der Kirche sagen können. Dabei weiß ich: Ausgerechnet dazu die nächsten 30 Jahre meines Berufslebens schweigen zu müssen, nein, das hätte ich nicht ausgehalten. Also bin ich das Risiko eingegangen! Das klare Bekenntnis des Bischofs zu einer Frau in Führungsfunktion hat mir sehr geholfen. Aber sicher, ich geriet alsbald in Situationen, dass ein männlicher Kollege in einer Sitzung sinnierte: »Das ist schon komisch, dass wir jetzt nicht mehr unter uns sind.« – »Ja«, habe ich da zu ihm gesagt, »für mich ist es auch komisch, dass ich jetzt unter euch bin. Aber dann klären wir das, und heute Abend trinken wir alle zusammen ein Glas Wein.«

*Es ist doch typisch, Frauen dort einzusetzen, wo kein männliches Personal – und in der katholischen Kirche noch spezifischer: kein Priester – mehr verfügbar ist, ohne Grundlegendes ändern zu wollen. Lassen sich Frauen darauf ein, tragen sie zur Aufrechterhaltung tradierter Strukturen bei.*

Wenn ich als Frau Gleichberechtigung erreichen will, muss ich hineingehen in vorgegebene Strukturen, die natürlich bislang von Männern geprägt waren. Wie sollten sie auch anders geprägt sein? Es gab ja eben keine Frauen. Nur so aber verändere ich Rollen und kann einen neuen Stil prägen. Von den Erkenntnissen der Organisationsentwicklung her bin ich überzeugt: Ich kann von innen mehr verändern als durch Zurufe von außen, wo mir keine Struktur und keine Statuten helfen, wo ich keinen Sitzungsverlauf und keine Abstimmung durch Mitreden beeinflussen kann. Damit sage ich nichts gegen den kritischen Blick von außen. Aber ich selbst

gehe lieber den praktischen Weg, den »Marsch durch die Institutionen«. Und nach 25 Jahren Erfahrung in Politik und Kirche kann ich sagen: Es verändert sich tatsächlich etwas, wenn Frauen in Leitungsgremien einziehen.

*Was denn?*

Vor allem die Beziehungs- und Kommunikationskultur. Meine größte Stolperfalle war die Idee, es gehe in der Zusammenarbeit um partnerschaftliches Miteinander und um den Erfolg des großen Ganzen. Ich habe aber erleben müssen, dass Männer ganz, ganz anders gepolt sind, auch solche, die sehr reflektiert und diskussionsfähig sind. Wenn es hart auf hart geht, treten auf einmal Revierdenken, Selbstbehauptungs- und Eroberungsstrategien zutage. Ganz knallhart. Komme ich da mit meinem Ansatz von Partnerschaft, Beziehung, Miteinander daher, finde ich mich schnell marginalisiert und vereinnahmt wieder – weil mein Verhalten offensichtlich als Unterlegenheit und Schwäche interpretiert wird. Das hat mich viel vorsichtiger gemacht im Bezug auf Angebote zu Miteinander und Kooperation. In meiner Arbeit als Organisationsentwicklerin habe ich einmal Erfahrungen aus Papua-Neuguinea analysiert, einer ausgesprochen männerdominierten Gesellschaft. Die Männer dort saßen den ganzen Tag am Straßenrand. Was sie denn dort täten, habe ich gefragt. Die Antwort, auf Pidgin-Englisch, lautete: »Talk-talk!« Das heißt: Palaver! Die Männer reden, und die Frauen machen inzwischen die Arbeit. Das lässt sich auf Gremien übertragen: Männer definieren ihr Revier über Redezeit, »Talk-Talk« – egal, ob sie etwas zu sagen haben oder nicht. Und redet einer weniger als die anderen, gilt das als Mangel an Rang oder Kompetenz. Also achte ich als einzige Frau in Runden mit lauter Männern auf deren durchschnittliche Redezeit – und rede dann genauso lang. So etwas mag banal wirken. Es gehört aber zur Prägung von Strukturen. Strukturen, die ich allerdings für veränderbar halte.

*Was Sie beschreiben, hätten Sie in der Führung jedes x-beliebigen Unternehmens erleben können. Gibt es auch katholische Spezialitäten?*

Vieles läuft in der Kirche tatsächlich wie im Firmenmanagement. Allerdings gibt es nirgends sonst die Decke aus Panzerglas namens »Priesterweihe«, die keine Frau auf ihrem Karriereweg durchstoßen kann. Da ist in der Leitungsverantwortung eine absolute Grenze, nicht nur eine relative. Keine Selbstverpflichtung, keine Quote dieser Welt kann daran derzeit etwas ändern. Das wirkt mental enorm zurück auf die Beziehung von Männern und Frauen in kirchlichen Leitungämtern.

*Wären Sie geweiht, wenn das in der katholischen Kirche möglich wäre?*

Das habe ich für mich nie in dieser Weise durchgespielt. Weil ich mir in meinen Lebens- und Berufsentscheidungen die »Existenz aus dem Defizit« ersparen wollte: »Wenn ich könnte, dann wäre ich gern ... Aber ich kann ja nicht.« Nein, ich suche Orte, an denen ich meine Fähigkeiten einbringen und entfalten kann. Wenn die Weihe für Frauen möglich werden sollte, dann – ja, dann würde ich es mir ernsthaft überlegen.

*Sie erwarten das noch für die verbleibende Zeitspanne Ihrer eigenen Berufstätigkeit?*

Vor zehn, zwanzig Jahren hätte ich Ihre Frage optimistischer beantwortet als heute. 1989, am Ende meines Studiums, sind wir mit unserem Geschichtsprofessor in die DDR gefahren. Im Juli war das. Überall hingen die Jubelplakate zum 40-jährigen Bestehen der Republik. Und alle, die sich getraut haben, mit uns zu sprechen, waren überzeugt: Wenn sich hier überhaupt etwas ändert, dann nur mit einem furchtbaren Blutzoll. Vier Monate später ist die Mauer gefallen, ohne einen einzigen Schuss. Diese Kontrasterfahrung hat mich ungeheuer fasziniert und mit Hoffnung für

die Kirche erfüllt. Heute sage ich mir: Die Zyklen in der Kirche dauern eben doch nicht 40 Jahre wie in der DDR. Darum habe ich mich schon in der Endphase des Pontifikates von Johannes Paul II. und erst recht in den acht Jahren unter Benedikt XVI. damit abgefunden, dass sich die Frage nach der Weihe für Frauen in meinem Berufsleben nicht mehr stellen wird. Vielleicht kann ich es ja noch als Pensionistin im Schaukelstuhl verfolgen (*lacht*).

*Sie haben sich mit den Verhältnissen arrangiert?*

Für mich persönlich. Aber ich sehe mich in der Verantwortung für andere Frauen meines Alters, die sich zu einem geistlichen Amt in der Kirche berufen fühlen, und auch für die Jüngeren nach mir. Ich kenne solche Frauen und weiß, wie sehr sie darunter leiden, ihrer Berufung nicht folgen zu können. Nicht zuletzt für sie muss ich Partei nehmen und das Wort ergreifen – als engagierte Katholikin wie als Leiterin des Seelsorgeamtes.

*Was sagen Sie, wenn Sie das Wort ergreifen?*

Dass der Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern eine gravierende Ungerechtigkeit ist, die beseitigt werden muss. Nicht weil das »Gender-Mainstreaming« es so will, sondern weil es die ureigenste Botschaft unseres Glaubens betrifft.

*Das kirchliche Lehramt sieht das bekanntlich anders. Papst Franziskus hat Ende Juli 2013 ja noch einmal bekräftigt, dass Johannes Paul II. »diese Tür geschlossen« hat.*

Ich weiß. Nun ist die päpstliche Entscheidung von 1994 zwar eine »verbindliche«, aber keine »letzverbindliche«. Dafür hat sie auch zu viele dogmatische Fehler. Die Kirche täte gut daran, die ganze Frage neu zu diskutieren und dabei alles an biblischen und theologischen Befunden aufzunehmen, was die vergangenen 30 Jahre Forschungsarbeit ergeben haben.

*Wer das in Deutschland sagt, der kann in bestimmten Bistümern einen Job als Religionslehrer, als Professor abschreiben oder sogar – wie der Kölner Theologe Georg Schwikart – die eigene Zulassung zur Weihe vergessen. Ist der Heilige Geist in Österreich ein milderes Lüftchen?*

Auch bei uns sind die Adressen im Vatikan bekannt, an die man Beschwerdebriefe richten kann. Aber es hilft ja nichts: Ich kann dort nicht schweigen, wo ich die Zukunft der Kirche und die Weitergabe ihrer Botschaft gefährdet sehe. Das gehört für mich zu jener »kritischen Loyalität«, von der Karl Rahner spricht. Dafür kann ich mich auch auf geltendes kirchliches Recht berufen.

*Sie meinen Canon 212, Paragraph 3 des kirchlichen Gesetzbuches CIC, wo es heißt, die Gläubigen hätten »das Recht und bisweilen sogar die Pflicht, ihre Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, den geistlichen Hirten mitzuteilen«.*

Meine Meinung zum Weiheamt für Frauen steht zweifellos in Spannung zu aktuellen Positionen des Lehramtes. Aber die Kirchengeschichte zeigt, wie viele »letzverbindliche und unabänderliche« Lehrentscheidungen bereits revidiert worden sind. Das Zweite Vatikanische Konzil spricht vom »sensus fidelium«, dem gemeinsamen Glaubenssinn der Getauften, der in kirchliches Handeln und Entscheiden einzubeziehen ist. Nimmt man das ernst, können auch lehramtliche Entscheidungen zur Disposition stehen, ohne dass deshalb in der Kirche »alles über den Haufen geworfen« werden müsste. Die Kirche ist jedenfalls gut beraten, die Stimme der Gläubigen zu hören und nicht sofort mit Sanktionen zu reagieren, sondern nach den theologischen und gesellschaftlichen Dringlichkeiten zu fragen, die hier sichtbar werden. Denn wegen der ablehnenden Haltung der Kirche zur Weihe von Diakoninnen und Priesterinnen höre ich gerade von jungen Frauen, sogar schon von Schülerinnen: »Eine solche Institution ist für mich nicht akzeptabel, und ich will mich erst recht nicht in ihr engagieren oder gar beruflich für sie tätig sein.«

*Das kommt in einer Studie des Wiener Pastoraltheologen Paul Zulehner über den Glauben der Frauen sehr deutlich zum Ausdruck: Die katholische Kirche verliert insbesondere die jungen, gebildeten Frauen unter vierzig.*

In Österreich ist bereits jede Dritte dieser Gruppe aus der Kirche ausgetreten. Ein zweites Drittel steht davor, ist – wie Zulehner das formuliert – im »Austritts-Standby«. Somit ist überhaupt nur noch ein Drittel dieser Frauen für die Kirche erreichbar. Das ist ein alarmierender Befund. Verliert die Kirche nämlich die Frauen, die einerseits gesellschaftlich und politisch in Führungspositionen kommen und die andererseits in der Familie entscheidend verantwortlich sind für die religiöse Sozialisation der Kinder – dann ist das eine mindestens so große Katastrophe wie der Verlust der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert. Wenn nicht die größere Katastrophe. Eine Kirchenleitung aber, die in solch einer Lage dasitzt, mit den Schultern zuckt und sagt, »nix zu machen«, hat ein wesentliches Zeichen der Zeit nicht erkannt.

*Sie fungieren durch ihr Amt selbst als die denkbar beste Argumentationshilfe der Bischöfe, die sagen: »Bitteschön, wir sind doch dabei, Frauen in die Führung der Kirche zu holen und ihnen Verantwortung zu geben. Das geht offenkundig auch ohne Weihe.«*

Die Gefahr, als Feigenblatt erhalten zu müssen, ist mir bewusst. Mir wird es auch bisweilen vorgeworfen, dass ich eine Art nützlicher Idiotin sei. Ich kann das noch nicht einmal komplett von der Hand weisen. Wenn die Amtskirche nur auf der Schiene führe, Frauen zu befördern und damit die Weihefrage von der Agenda zu nehmen, dann wäre es fatal, auch für mich und mein Wirken. Aber wiederum glaube ich, dass sich die Gesamtdiskussion verändern wird. In dem Maße nämlich, in dem Frauen in Führungsgremien mitreden und dort die Argumente gegen die Zulassung von Frauen zu den Ämtern hinterfragen.

*Sie meinen, irgendwas davon wird schon hängen bleiben?*

Ich glaube, dass es einfach auch die persönliche Bewusstseinsbildung braucht, damit Männer in kirchlichen Führungsetagen erkennen oder wenigstens ahnen: Wir können so nicht mehr weitermachen. Was heute jede Studentin im ersten Semester als offenkundig unterkomplex oder gar falsch erkennt, das können wir nicht länger unverdrossen wiederholen oder es gar stur bis in die Höhen lehramtlicher Dokumente transportieren. Wenn ich höre, Jesus habe eben nur Männer zu Aposteln berufen, ist das biblisch und historisch einfach nur Schwachsinn. Maria Magdalena ist nach den Zeugnissen der Schrift und der Urkirche »Apostola apostolorum«: Sie ist Zeugin von Leben, Tod und Auferstehung Jesu, was klassisch die Definition des Apostels ist. Noch schlimmer wird es, wenn der Zwölferkreis mit den »zwölf Aposteln« gleichgesetzt wird, die Jesus um sich versammelt habe und die ja nun sämtlich Männer gewesen seien. Wo bleibt da zum Beispiel der Apostel Paulus? Also, das passt alles hinten und vorn nicht. Darüber können Sie heute in jedem einigermaßen aufgeweckten Pfarrgemeinderat diskutieren. Die Menschen wissen das. Am meisten aber wird sich die Diskussion verändern, wenn Frauen in Führungsrollen akzeptiert werden und durch Kompetenz punkten können. Denn dann wird vielen dämmern: »Oh, das geht ja!« Manchmal finde ich es geradezu belustigend, dass einige Argumente gegen die Weihe von Frauen bis aufs i-Tüpfelchen dieselben sind, die vor 100 Jahren gegen das Wahlrecht der Frauen eingewandt wurden und die im Schweizer Kanton Appenzell bis 1986 getragen haben. Was war das für ein Bewusstseinswandel! Ich begrüße sehr die Vorstöße des Osnabrücker Bischofs Franz-Josef Bode, in einem ersten Schritt das Diakonenamt für Frauen zu öffnen. Zumindest von ihm habe ich bislang nicht gehört, dass es dafür wieder bestimmte Einschränkungen oder ein anders definiertes Amt geben müsse.

*Eigentlich bestätigen Sie jetzt aber die Sorge, dass mit der Öffnung des Diakonenamts für Frauen die Dämme brächen, die dann noch gegen eine Zulassung zur Priesterweihe stünden.*

Genau das gilt es ja offenzulegen: die Ängste, die hinter den Versuchen stehen, die Priesterweihe der Frauen zu einem Ding der Unmöglichkeit zu erklären. Wenn wir über diese Ängste sprechen, können wir uns die theologischen Finten und Umwege sparen, die immer schräg bis hanebüchen bleiben. Auf die Frage, was die Gegner der Weihe für Frauen sagen, wenn sie unter sich sind, hat mir ein guter Bekannter – selbst geweihter Priester und habilitierter Theologe – einmal geantwortet: »Aber wo kommen wir denn dann hin? Dann geht es so wie bei den Ministrantinnen, und es gibt bald überhaupt keine Männer mehr im Priesterberuf.« Aus solchen Sätzen spricht die große Sorge, sich selbst behaupten zu können, die Angst vor Konkurrenz. Alles sehr menschlich, sehr verständlich. Aber doch kein hinreichendes Argument, Dinge aufrechtzuerhalten, die nach 2000 Jahren Kirchengeschichte dringend zu verändern sind.

*Welche heilsame Wirkung für die Kirche versprechen Sie sich davon?*

Jeder von uns weiß, wenn er nach einer Krankheit auf Kur geht, geht es um zweierlei: die Folgen einer körperlichen Beeinträchtigung zu beheben oder wenigstens zu mindern; das ist das eine. Das andere ist aber für den Kurerfolg genauso wichtig: die Pflege der Seele. Das Gleiche gilt auch für die Kirche: Sie braucht die Kur an Körper und Seele. Mit »Körper« meine ich das Organisationsgefüge der Kirche, ihre Strukturen. Dahin gehört für mich die Frauenfrage. Mit »Seele« meine ich Spiritualität, Leben aus der Kraft des Glaubens. Und eine »seelische Kur« ist genauso wichtig: Wie gelingt es uns, den Schatz an Erfahrungen unserer spirituellen Tradition neu zu heben und zum Leuchten zu bringen? Auch da lässt die Kirche viel Potenzial ungenutzt, das Frauen einzubringen hätten. In existenziellen Krisen und Notsituationen



wie etwa einem Schwangerschaftskonflikt fällt es Frauen einfach schwerer, sich Männern anzuvertrauen. Eine männerdominierte Kirche hinterlässt in der Seelsorge für Frauen, aber auch für Männer große Brachlandschaften.



## Schlusssteine: Glaubwürdigkeit, Realitätssinn, Bescheidenheit

*»Ich fürchte, dass die Christen, die nur mit einem Bein auf der Erde zu stehen wagen, auch nur mit einem Bein im Himmel stehen.«*

Dietrich Bonhoeffer

Auf verschiedenen Wegen ist dieses Buch dem Wagnis einer Kirche nachgegangen, die dem Himmlischen verpflichtet und doch ganz der Erde verbunden ist. Nicht, weil darin etwas sonderlich Tollkühnes läge, sondern weil beides zusammen für die Kirche notwendig ist: Sie braucht eine lebendige Ahnung vom Geheimnis Gottes, damit sie kein selbstgefälliger Verein wird, keine fromme Nicht-Regierungsorganisation. Aber ebenso braucht die Kirche eine bodenständige, nüchterne Diesseitigkeit, damit sie sich nicht überhebt und samt ihrer Botschaft ein abgehobenes Eigenleben führt. Drei Grundmotive bestimmen die Arbeiten auf der Großbaustelle der katholischen Kirche von morgen:

Glaubwürdigkeit

Realitätssinn

Bescheidenheit

Von der **Glaubwürdigkeit** der Kirche war in der jüngsten Vergangenheit so häufig die Rede wie zuletzt vielleicht am Beginn der Reformation vor 500 Jahren. Das hängt mit der Suche nach Echtheit und Authentizität im Zeitalter des Virtuellen zusammen. Wir alle werden von klein auf dazu ermahnt, dem bloßen Anschein zu misstrauen, jede Information auf ihre Herkunft und Verlässlichkeit hin zu befragen. In der Medienerziehung bekommen wir eingebläut, dass auf Wort und Bild in den digitalen Welten des Internets kein Verlass ist und dass wir Begriffe wie Identität, Beziehung

oder Freundschaft in den sozialen Netzwerken neu definieren müssen. Die »credibility«, die Glaubwürdigkeit, entscheidet über den langfristigen Erfolg von Personen und Produkten. Was zum Standardrepertoire im Wahlkampf der politischen Parteien oder Werbekampagnen von Unternehmen gehört, ist für die Kirche weit mehr als Marketing. Sie hat nämlich nichts im Angebot, dem eine eigene Produktqualität zukäme, unabhängig vom Produktvertrauen der Kunden und Verbraucher. Weil es in der Kirche um den Glauben geht, ist Glaub-Würdigkeit vielmehr Bestandteil des Produktes selbst. Mit der Glaubwürdigkeit der Kirche steht und fällt der Wert des Glaubens, den sie verkündet.

Anders gesagt: Eine Institution, die in erster Linie Glauben vermitteln will, verfehlt ihr »Kerngeschäft«, wenn sie in wesentlichen Fragen unglaubwürdig ist. Darum hat der Trierer Bischof und Missbrauchsbeauftragte der Deutschen Bischofskonferenz, Stephan Ackermann, recht mit dem, was er auf dem Höhepunkt des Missbrauchsskandals von 2010 formulierte: Nichts trifft die Glaubwürdigkeit der Kirche härter als der Vorwurf der Verlogenheit und Scheinheiligkeit. Insofern – und nur insofern – stimmt dann auch die Rede von einer »Glaubenskrise« als Gegenbegriff zur Klage über eine »Kirchenkrise«: Die Kirche muss in ihrem Erscheinungsbild, in ihrer Kommunikation, mit ihren Strukturen deutlich machen, dass sie Gehör verdient, dass sie »des Glaubens würdig« ist. Interviews und Begleittexte dieses Buches sind der Frage nachgegangen, welche Veränderungen der Kirche wieder zu mehr Glaubwürdigkeit verhelfen können.

Maßgeblich für alle Reformschritte der Kirche ist **Realitätssinn**. Der Wirklichkeitsbezug muss das karitative, soziale und politische Engagement der Menschen im Raum der Kirche ebenso bestimmen wie die kirchliche Selbstwahrnehmung, von der der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck im Bild des »Kassensturzes« spricht. Darüber hinaus sind Realitätssinn und Diesseitigkeit und

Weltbezug auch für das geistliche Leben, die Spiritualität, der Kirche von zentraler Bedeutung, wie sich in den Gesprächen über Gottesdienst, Gebet und mystische Erfahrung erwiesen hat. Bonhoeffers Wort über die Erdverbundenheit des Christen gewinnt im Bereich der Spiritualität besondere Bedeutung, und hierin kulminieren gewissermaßen auch die Hoffnungen auf den neuen Papst: dass Franziskus – mit dem schönen Wort des deutschen Chefs von Radio Vatikan, Bernd Hagenkord SJ – als »Enzyklika auf zwei Beinen« nicht nur die Welt im Glauben beschreitet, sondern auch Glaube und Kirche vom Standpunkt der Welt aus neu vermisst.

Wenn in diesem Zusammenhang von **Bescheidenheit** die Rede ist, dann ist damit weit mehr gemeint als der Lebensstil des Papstes, der »Bergoglio-Chic«, von dem der Vatikan neuerdings erfasst ist. Selbstbescheidung und Demut haben mit dem Habitus der Kirche insgesamt zu tun. Wo die Religion gesund ist, »da ist sie etwas Bescheidenes und Wichtiges«, sagt Hans Conrad Zander – ausnahmsweise ohne spöttischen Unterton. Und wirklich wichtig ist die Kirche nur, wenn sie bescheiden ist. Das will scheinbar so gar nicht passen zu grassierenden kirchlichen Verlustängsten, und es klingt paradox nach Jahrhunderten religiöser, gesellschaftlicher und sogar politischer (Über-)Dominanz der Kirche. Aber womöglich war genau das der Fluch ihres spätantiken Erbes: Als in nachkonstantinischer Zeit das politisch-soziale Gefüge des Römischen Reiches zerbrach, sprang die Kirche als Staatsreligion und neue Ordnungsmacht ein. Fortan lebte sie von und mit ihrem Anspruch, das ganze Leben der Menschen bestimmen zu wollen. Als ob sie von vornherein Wesentliches beizutragen hätte zu Politik, Wirtschaft, Berufsleben, zu staatlicher Verwaltung, zu Kultur und Freizeit, zu Sexualität und Partnerschaft, Familie und Erziehung. Von Haus aus stellt sich das anders dar: Nach Auskunft der Evangelien ging Jesus keiner geregelten Arbeit nach, mit Familie

hatte er wenig im Sinn. Er war sogar ein ausgesprochener Familienmuffel. Sein Bild der Nachfolge konturierte er im erklärten Kontrast zu allen sozialen Bindungen. Das Urchristentum als prophetische Bewegung bewahrte noch Teile dieses Ideals, um dann aber alsbald vielfältige Verbindungen mit den Kulturen seiner Umwelt einzugehen, etwa mit Philosophie, Recht und Staatsverständnis des Alten Roms.

In der Folge pumpte die Kirche wenige biblische Aussagen Jesu und die winzige Zeitspanne seines öffentlichen Wirkens – ein Jahr, vielleicht auch zwei Jahre – zu einer flächendeckenden Deutung des Lebens auf. Ähnlich wie sie nahe Assisi die unscheinbare Portiunkula-Kapelle des heiligen Franziskus im 16. Jahrhundert mit einem barocken Prunkbau ummantelte und so den franziskanischen Ur-Gestus der Armut zur Architektureliquie schrumpfen ließ, überwölbte die »Ecclesia triumphans« den Charme ihrer Ursprungsidee mit einem gewaltigen theologischen und moralischen Lehrgebäude. »Ihr seid das Salz der Erde«, sagt Jesus in der Bergpredigt (Matthäus-Evangelium 5,13). Das Salz! Nicht die ganze Mahlzeit. Der Glaube ist Gewürz des Lebens, nicht die Lebenssuppe selbst (Elmar Salmann), er füllt nicht den Magen, sondern gibt den Geschmack.

Mit einer solchen Haltung käme die Kirche ganz neu ins Spiel. Sie müsste sich nicht mehr als Gouvernante aufdrängen, sondern könnte den Menschen gelassen-freundlich Geleit geben: als lebenskluge entfernte Verwandte oder als Sparringspartnerin ihrer Selbstertüchtigung. Noch aber ist die Kirche zu sehr befangen und beschäftigt mit den Folgen ihres epochalen Reichweitenverlusts. Im 16. Jahrhundert verlor sie den Kosmos an die Astronomen, im 19. Jahrhundert die Gesellschaft an die Nationalstaaten und am Anfang des 20. Jahrhunderts die Seele an die Psychologie. So blieb ihr nur noch der Körper des Menschen. Der Grazer Theologe und Pastoralpsychologe Rainer Bucher deutet die Sexualmoral in diesem Sinne als Versuch der Kirche, ein letztes Ho-

heitsgebiet zu verteidigen, sich einen letzten Einflussraum zu sichern. Vergebliche Liebesmüh, wie sie seit den 1960er Jahren lernen musste. Doch ganz entkommen ist die Kirche ihren eigenen alten Herrschaftslogiken trotzdem nicht.

Das spiegelt sich in den Außenansichten auf die Kirche wider. So auch in diesem Buch: Darin ist der Sexualmoral bei den Perspektiven für das Katholischsein im 21. Jahrhundert nicht unerhebliches Gewicht zugekommen, obwohl Autor und Interviewpartner doch gerade betonen: Die Kirche verfehlt ihre Bestimmung, wenn sie vor allem moralisch auftritt. Eben das aber hat sie so lange und so penetrant getan, dass Öffentlichkeit und Medien immer noch auf alle Themen rund um die Sexualität fixiert sind und damit ihrerseits alte Rollenmuster fortschreiben.

Schon um das zu verändern und damit den Blick für anderes, Wichtigeres freizugeben, lohnt es sich für die Kirche, ein Wort aus protestantischem Geist nicht nur zu zitieren, sondern auch zu beherzigen: *Ecclesia semper reformanda*. Die Kirche bedarf stets der Erneuerung.

Doch ist es – abschließend gefragt – nicht ein Widerspruch, der Kirche mehr Bescheidenheit zu empfehlen, sie aber dann auf 299 Seiten in den Mittelpunkt zu stellen? Vielleicht ist es damit wie beim Anschieben: Bis das Auto sich in Bewegung setzt, muss man Konzentration und viel Muskelkraft einsetzen. Aber wenn der Fahrer den Gang eingelegt hat und der Motor angesprungen ist, wird das Fahren zur einfachsten, manche sagen: zur vergnüglichsten Sache der Welt.

In einer Kirche, die sich bewegt, lebt es sich leichter, besser – und schöner. Der Theologe Gotthard Fuchs sagt: An Gott glauben wir »mittels, dank und trotz der Kirche«. In dieser Reihenfolge. Wenn dieses Buch die Gewichte ein wenig vom »trotz« zum »dank der Kirche« zu verlagern hilft, hat es seinen Zweck mehr als erfüllt.